

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 14

Artikel: Das Diakonissenhaus in Bern
Autor: M.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Frau Sophie Dändliker-v. Wurtemberg,
die Gründerin des bernischen Diakonissenwerkes.

Das Diakonissenhaus in Bern.

Diesen Winter hielt der Vorsteher des bernischen Diakonissenwerkes auf vielseitiges Verlangen in städtischen Kirchen Lichtbildervorträge über das Leben und Wirken der Diakonissen. Der Zudrang zu diesen Veranstaltungen zeugte von dem großen Interesse für die edle Sache, welcher das Diakonissenwerk dient. Es ist uns darum eine Freude, dank chronistischer Aufzeichnungen und Jahresberichte, die uns freundlich zur Verfügung gestellt wurden, imstande zu sein, unsere Leser etwas näher mit der Geschichte des bernischen Diakonissenhauses bekannt zu machen.

Der Anfang des heute so weitverzweigten Werkes geht in das Jahr 1844 zurück. Das edle Fräulein Sophie von Wurtemberg von der Schöckhalde zu Bern, Tochter des hochgeschätzten ehemaligen Landvogts von Frutigen, war vom brennenden Wunsche erfüllt, ihr Leben zum Dienst an armen, leidenden Mitmenschen hinzugeben. Mit befreundeten Damen gründete sie schon einige Jahre vorher einen Krankenfürsorgeverein, der sich die Schaffung eines Krankensayls zum Ziele steckte. Die feingebildete, geistesstarke Fräulein von Wurtemberg wurde einstimmig als die geeignetste Leiterin desselben anerkannt. Um gleich von Anfang an die Sache richtig in die Hand zu nehmen, besuchte sie Diakonissenhäuser und Spitäler im Ausland, von wo sie reich an Erfahrungen heimkehrte. Groß waren Begeisterung und Liebe für die selbstgewählte Arbeit, aber klein, sehr klein die Finanzen.

An der Narbergergasse in Nr. 36 wurde eine Wohnung gemietet, die nur ein großes Zimmer und drei Stübchen mit Küche besaß. Das zur Verfügung stehende Mobiliar konnte durch einen Tagelöhner mühelos auf einem Handwägelchen herbeigeschafft werden.

Mit einer Magd zog die in Ele-

ganz und Reichtum aufgewachsene junge Patrizierin ein, kochte Suppe für arme Stadtkranke und hielt sich bereit zur Aufnahme von Kranken und Bewahrlosten. Und sie wurden gebracht die Elenden, denen die edle Diakonistin Gutes tun durfte nach Leib und Seele. Als Arzt stellte sich ihr in selbstloser Weise Dr. Bourgeois zur Verfügung, der dem Asyl während 50 Jahren unentgeltlich seine Kräfte lieh. Anfänglich erbat sie sich Schwestern aus dem Diakonissenhaus Echallens zur Mithilfe in der Pflege, bald aber faßte sie den Entschluß, selbst zur Heranbildung von Diakonissen zu schreiten. Wieder besuchte sie Anstalten und Spitäler und erfaßte mit klarem Blic dasjenige, was für bernische Verhältnisse das Zweckmäßigste war.

Da das Berner Asyl noch unendlich primitiv war, wurden die Lehrschwestern jeweilen zur weiteren Ausbildung nach Ludwigsburg gesandt. Zahlreich stellten sie sich anfänglich überhaupt nicht ein; die Sache war noch so neu; es dauerte 10 ganze Jahre, bis nur 7 ausgebildete Schwestern zur Verfügung standen. Die erste Berner Diakonisse war Margarethe Scheidegger, an die sich alte Berner vielleicht noch erinnern.

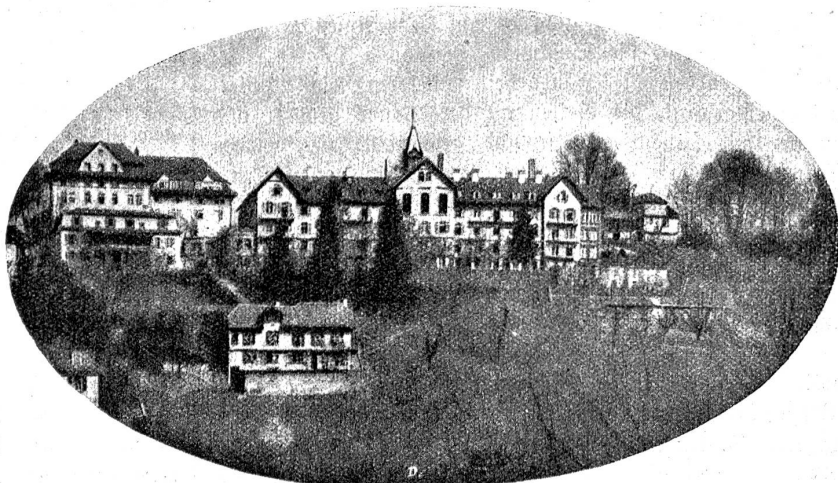
Mittlerweile, nach zwei Jahren, war das Asyl an die Brunnengasse Nr. 36, in eine etwas größere Wohnung, und im Jahre 1849 an die Nydecklaube in helle, sonnige Räume gezogen. Noch heute gehört dieses Haus dem Diakonissenwerk, ist aber an Private vermietet. Damals allerdings zog das Asyl erst noch als Mieter und nicht als Besitzer ein. Stets noch herrschte große Knappheit im Geld, wurde doch nie kollektiert, wiewohl man vielen Armen, Zahlungsunfähigen Aufnahme gewährte.

Einen großen Aufschwung nahm das Werk, als Friedrich Daendliker von Hombrechtikon, der sich schon lange für die Arbeit der hochgesinnten Bernerin und für diese selbst interessierte, sich mit ihr ehelich verband und in die Leitung eintrat.

An geistigen Qualitäten seiner Frau ebenbürtig und in praktischen Dingen von außerordentlicher Erfahrung, war er wie geschaffen zum idealen Hausvater.

Im Jahre 1862 erwarben die Hauseltern ein altes Gütlein auf der Altenberghöhe, wo heute die Schänzlistraße durchführt: eine alte Scheune, die 2 Wohnungen enthielt, 2 Zucharten Land und ein kleines ehemaliges Rehhäus. Die Scheune wurde als Krankenhaus umgebaut und eingerichtet und erhielt den Namen „Wartheim“. Damit war der Anfang gemacht zu der heutigen großen Ansiedlung des Diakonissenhauses an der Schänzlistraße.

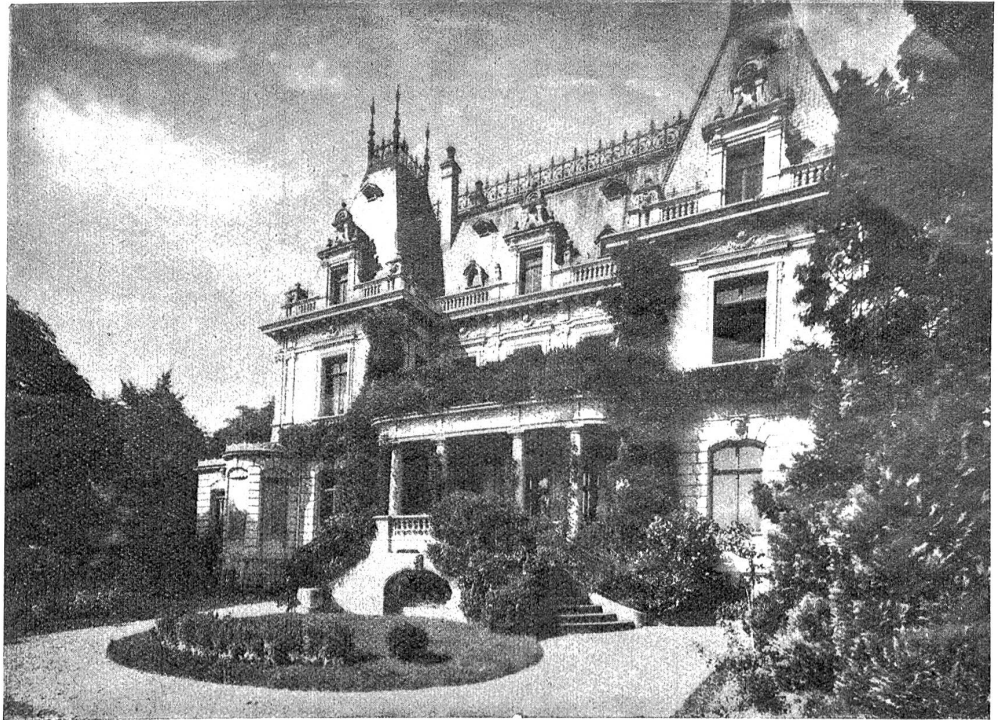
Durch Ankauf des an „Wartheim“ anstoßenden Gutes „Blumenberg“ wurde für das in den Jahren 1886 bis 1888 erstellte Spital „Salem“ ein Platz gesichert, wie er schöner und zweckentsprechender nicht leicht gefunden werden



Das Spital „Salem“ ein bernisches Diakonissenwerk.

könnte. An Stelle des Krankenhauses „Wartheim“ wurde später ein Gebäude errichtet, das den gleichen Namen trägt, aber als Verwaltungs- und Schulgebäude dient und als Schwesternheim. Die ehemaligen „Wartheim“-Patienten wurden dann auf einer Etage des „Salems“ untergebracht.

Auf dem gleichen Areal stehen nebst dem kleinen Krankenpavillon „Elim“ auch die Wohnungen des Vorstehers und des Geistlichen und einige Dependenzgebäude. Ganz unten an der Mettenbergstraße, im alten Stürlergute, war eine Zeitlang eine Klinik für Nervenkrante untergebracht. Die Lage des Hauses erwies sich aber als nicht geeignet, so wurde dieses an Private vermietet.



Die ehemalige Villa „Schönburg“, heute unter dem Namen „Sarepta“, ein Heim für alleinstehende Damen und für Schwesternspital.

Letztes Jahr erstand das Diakonissenhaus die ehemalige „Schönburg“, auch an der Schänzlistraße gelegen, um darin ein spezielles Schwesternkrankenhaus und ein Heim für alte, alleinstehende Damen einzurichten. Dieses Haus wird unter dem Namen „Sarepta“ geführt.

Während längerer Zeit unterhielt das Diakonissenhaus eigene Landwirtschaft mit Bäckerei, Wäscherei, Seifensiederei usw. auf dem „Wylergut“, das Herr Daendliker zu dem Zwecke erwarb. Heute ist das Gebäude an die Anstalt „Gottesgnad“ vermietet, die es mit armen Unheilbaren besetzt hat.

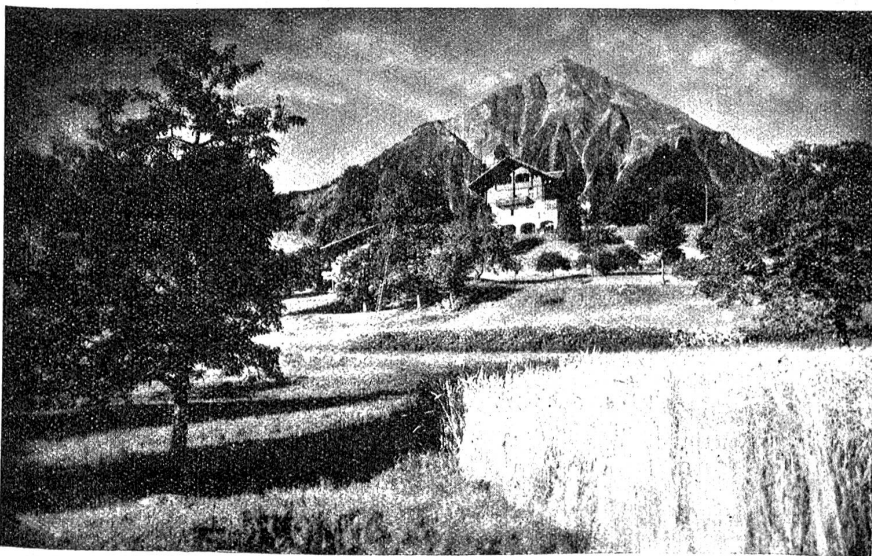
Alle diese Erwerbungen würden natürlich nicht möglich gewesen sein, wären die Gründer nicht von Haus aus reich gewesen und hätten sie nicht ihren Besitz in unbegrenztem Opfer Sinn ihrem Lebenswerk geschenkt. Aber auch ihr Geld hätte nicht ausgereicht; denn es wurde so viel Wohltätig-

keit geübt, daß die Regierung sich lange weigerte, dem Diakonissenhaus das Korperationsrecht zu erteilen mit der Bemerkung: „Ihr nehmt zu viel Arme auf; ihr könnt auf die Länge nicht bestehen, sondern werdet bald einmal Gemeinde oder Staat zur Last fallen.“ Es konnte aber trotzdem bestehen, ohne seine Ideale zu verleugnen, weil ihm je und je treue Freunde hilfreich zur Seite standen, die an ihre hochherzigen Gaben oft nur die Bedingung knüpften, ihr Name dürfe nicht genannt werden.

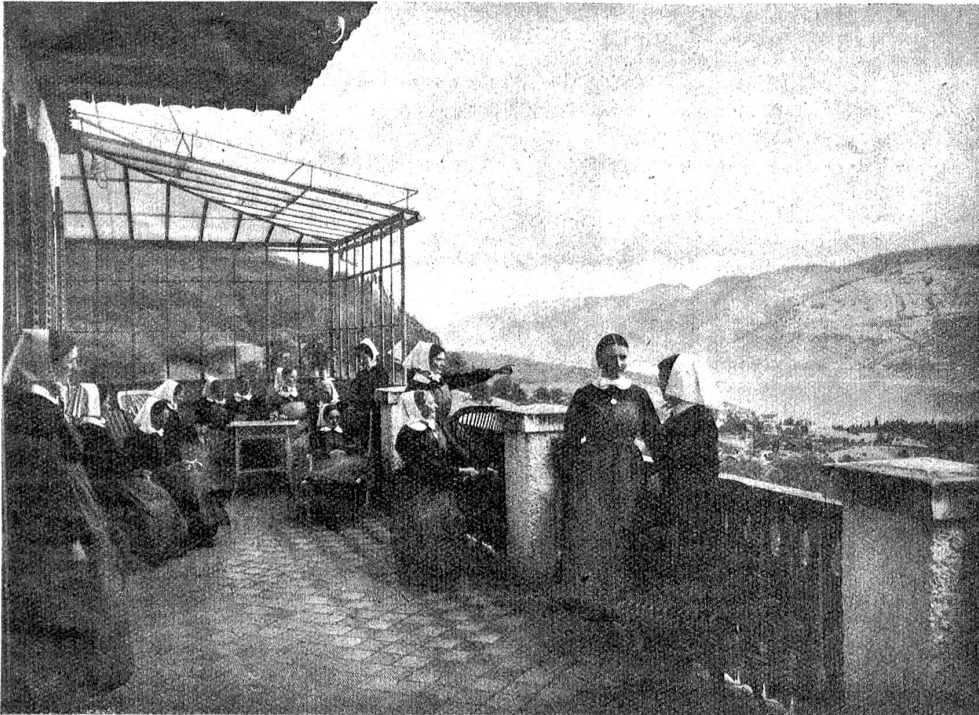
Nachdem in der Ausbildung von Schwestern die Schwierigkeiten des Anfangs überwunden waren, stellten sich Töchter in erfreulicher Zahl ein, so daß viele Spitäler im In- und Ausland mit Pflegerinnen, Anstalten, Asyle und Krippen mit Wärterinnen und Gemeinden mit Fürsorgerinnen und Gemeindschwestern versehen werden konnten. Selbst für das Zwangsarbeitshaus für Frauen in Hindelbank fanden sich immer wieder Diakonissen, die Selbstverleugnung genug besaßen, ihr Liebeswerk an den armen Verirrten zu üben.

Heute arbeiten über 600 Berner Diakonissen auf 114 Stationen in der Schweiz, in Deutschland und Frankreich. Manche ausländische Station mußte im Krieg aufgegeben werden.

Die Berner Diakonisse erfährt die Ausbildung, deren eine moderne Krankenschwester bedarf; hat sie aber spezielle Talente und Neigungen, so findet sie leicht Gelegenheit, diese auszuüben, ihnen zu leben; denn das Werk ist vielseitig, alle Arbeit wird von Schwestern besorgt und ist gleich hoch geschätzt, werde sie im Operationsaal oder in der Waschküche, von einer Spitaloberschwester oder von einer Armentschwester geleistet.



Das Schwestern-Erholungsheim in Hondrich bei Spiez.



Terrasse des Schwestern-Erholungsheim in Hondrich bei Spiez.

Die Diakonisse ist eine Frau, die imstande ist, ihr eigenes Selbst an die Aufgabe hinzugeben, der sie dient. Ihre Größe liegt in ihrer Selbstverleugnung. Sie darf sich aber auch rückhaltlos ihrer Aufgabe widmen, unbeschwert von den Sorgen ums tägliche Brot, die so viele Menschen niederdrücken, unbesümmert um ihre nähere oder fernere Zukunft; das Mutterhaus nimmt ihr jede Sorge um die äußerlichen Bedürfnisse ab und umgibt sie mit mütterlicher Liebe in kranken oder alten Tagen.

Um den Schwestern Gelegenheit zu einem Erholungs-Landaufenthalt zu verschaffen, erwarb das Mutterhaus in den letzten Jahren ein schönes Bauerngut in Ranflüh im Emmental, das als freundlicher Feriensitz eingerichtet wurde und ein prächtig gelegenes Chalet in Hondrich bei Spiez.

Ist die Diakonisse von der anstrengenden Lebensarbeit müde, so wartet ihrer ein trauliches Altersstübchen im Mutterhaus, wo sie, von jüngeren Mitschwestern liebevoll betreut, in Frieden Feierabend halten darf.

Im Jahre 1878 starb die Gründerin, Frau Daendliker-von Wurstemberger. Herr Daendliker durfte noch 22 Jahre weiter arbeiten, unterstützt von seiner zweiten Gattin, Jenny Schnell, die nach dem 1900 erfolgten Hinscheiden des Hausvaters die Leitung übernahm, bis auch sie die Augen schloß. Mit Herrn Daendliker und den beiden Hausmüttern sind Edelmenschen dahingegangen, deren Wirken leuchtende Spuren hinterlassen hat. Ein Glück, daß nach ihrem Scheiden andere Hand an die Arbeit legten, um sie in der Begründer Geist weiterzuführen. M. B.

Collina d'oro.

Von Eduard Bolliger. (Schluß.)

Und einmal kam er heim, die Axt auf der Schulter, die Tasche mit dem Essen unter dem Arm, es war Feiertag. Ich sah ihn kommen — und wußte, was er mir sagen würde.

— Vergib mir Mutter, ich ziehe morgen mit Enrico.

— Und am andern Mittag wanderten die beiden fort, mit noch einem Kameraden. Bis hierher gingen wir mit,

ich und Linda mit dem Mädchen Enricos, der lustigen Elvezia. —

— Hier sah ich ihn zum letztenmal. —

Das Mütterchen sah tief gebeugt neben mir, und über ihr kummervolles Antlitz rollte eine große Träne und fiel ins Moos zu unsern Füßen, wo sie im Sonnenschein funkelte wie eine kostbare Perle.

Stella Maria blieb lange still. Sie dachte an ihren einzigen Sohn, der irgendwo auf unbekannter Erde sein Dasein fristete.

Ich wagte nicht, die Gedanken der Liebenden Mutter, die sie, unsichtbaren Fäden gleich, mit dem fernen Kinde verband, zu unterbrechen...

Stella Maria hatte sich erhoben und band ihr rotes Kopftuch fest. Ich nahm das leichte Reisigbündel auf und zusammen traten wir den Weg zu

ihrer Hütte an.

Grau und halb zerfallen waren die niedrigen Mauern und das Dach schwarz und zur Hälfte mit Moos bewachsen. Aber die kleinen Fenster blinkten und das kleine Gärtchen, in dem Mimosen und Kamelien, neben Veilchen und Primeln blühten, verdeckten das Dürftige der Behausung.

Eine Birke rechte ihren weißen Stamm und beschattete eine alte morsche Bank.

Die Tür war nur angelehnt und Stella Maria nötigte mich einzutreten. Ich mußte mich beugen, um den Kopf nicht an den niedern Balken anzuschlagen. Ueber die Schwelle getreten, befand ich mich in einer kleinen Küche, in der alles, Decke und Wände und der ausgetretene Fußboden, vom Alter und vom Rauch geschwärzt waren. Ein niedriges ruhiges Kamin reichte bis halb in den Raum hinein. Vor dem kleinen Fenster, durch das der Dämmerung spärliches Licht eindrang, stand ein kleiner Tisch mit zwei wackligen, strohgeflochtenen Stühlen. Einige kleine saubere Kupferpfannen prangten in einem hölzernen Gestell und in der Ecke neben dem Kamin hingen einige graue Salami.

Ich setzte mich auf einen der Stühle, während Stella Maria das Reisigbündel öffnete und das Holz neben dem Kaminsims aufschichtete. Dann nahm sie einen großen Schlüssel von der Wand und trat vors Haus, wo dicht neben dem Eingang ein kleiner Keller in den Felsen eingekauert war, der das Dach auf einer Seite stützte. Mit einem irdenen Krug voll Rostrano, dem dunkel-violetten Wein der Gegend, kehrte sie zurück. Nachdem sie zwei blau-bemalte, weitbauchige Henkeltassen vor mich auf den Tisch gestellt hatte, neben Brot und einem Salami, setzte sie sich zu mir und hieß mich zugreifen. Die Ehre, die ich in vollem Maße ihrem Wein von eigenen Reben und den selbstgemachten Salami erwies, schien sie zu ergötzen; denn sie sah mir lächelnd zu, während sie selbst nur hin und wieder an ihrer gefüllten Tasse nippte.

Die Nacht war indessen völlig herabgesunken. Stella Maria erhob sich und trat durch eine zweite Tür in ein anschließendes Gemach. Dort entzündete sie eine kleine Lampe und in ihrem flackernden Schein unterschied ich die